

A Love supreme Auf dem Weg zur Jazzkirche

Paradigmenwechsel

2012 kam in Zürich eine Studie heraus, die von der Reformierten Kirche bestellt und vom Sinus-Institut erarbeitet worden war. *Lebenswelten* hiess sie. Aus zwei Bänden bestand sie, einer mit Beschreibungen der zehn Milieus und einer mit Arbeitshilfen für Gemeinden. Und eine Losung trug sie, *näher, vielfältiger, profilierter*, die sie der negativen Losung, die kurz vorher in einer Studie zur *Zukunft der Reformierten* zu lesen war, *kleiner, älter, ärmer*, entgegenstellte. Seither hat sich manches verändert, aber nicht genug. – In diesen Tagen bin ich gefragt, warum sich seit 2012 nichts wirklich gewandelt hat: Immer noch werden wir in grossen Zahlen kleiner, älter, ärmer, aber nur in kleinen näher, vielfältiger, profilierter.

Mir ist seit 2012 immer bewusster geworden, dass Europa unter einer *Institutionenkrise* leidet, von der die Institution Kirche nur eine Teilmenge ist, aber eine bedeutsame, weil sie wohl stellvertretend vorangehen soll, damit die anderen sehen, was passiert. Gleichzeitig bin ich immer sicherer, dass wir vor einem Paradigmenwechsel stehen, der Kirchenleitenden eine tiefgehende Angst einjagt. – Seit Kriegsende werden basale Notwendigkeiten des Lebens zunehmend privatisiert und die dafür zuständig gewesenen Institutionen zunehmend dekonstruiert. Ehe, Familie, Kirche, Schule, Polizei, Spital, Militär, Staat, alle verlieren ihr jeweiliges Monopol, damit Definitionsmacht und Gestaltungshoheit. In der Kirche, die für Religion zuständige Institution, ist dies an drei fundamentalen Faktoren ablesbar. Neue *Mobilität* verdrängt die politisch-ökonomische Bedeutung von *Territorialität*: Gemeinde, die mich anspricht, ist nicht mehr notwendig dort, wo ich wohne und zahle. Neue *Medialität* hebt den monopolistischen Anspruch der *Institutionalität* auf: Religion, nach der ich frage, passt nicht mehr in die eine Konfektionsgrösse und Kragenweite meiner Kirche. Neue *Individualität* ersetzt die fremdbestimmten Regeln widerspruchlos vorgegebener *Autorität*. Mein persönliches Mindset bestimme ich ebenso selbst, wie ich mein persönliches Layout erstelle. Mental-habituell bin ich autonom statt heteronom.

Man kann dies als kulturellen Niedergang beklagen, gewiss, aufhalten kann man ihn nicht. Soziologen sagen es klar: De-Institutionalisierung ist irreversibel. Mobilität, Medialität und Individualität sind unaufhaltsam. Bleibt also nur die Wahl zwischen Dekadenz und Paradigmenwechsel. – Immerhin hat der Wechsel, für den ich hier plädiere, einen unschätzbaren theologischen Vorteil: Kirche kann sich, nachdem sie seit dem Religionsfrieden von 1555 politisch und seit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 ökonomisch formatiert worden ist, beide Male also untheologisch und heteronom, nun endlich von denen formatieren lassen, für die das Evangelium sie erfunden hatte: von Menschen, wie sie halt so sind, und das bedeutet heute bei ihnen wie bei mir selbst auch: mobil, medial, individuell.

Raumplanung

Ist der Paradigmenwechsel anerkannt, steht die Kirche vor ähnlichen Fragestellungen wie etwa die Stadtentwicklung: Nicht mehr das einsame Genie des einen Architekten entwirft die neue Stadt, sondern ein Team aus Fachleuten verschiedener Disziplinen. Nicht mehr die Weisskittel am Sandkasten bestimmen die Lebensabläufe im neuen Quartier, sondern sie entwickeln sich durch Partizipation aller, die dort leben sollen. Nicht mehr die auf wenige Jahre angelegten Projekte einzelner Avantgardisten werden von oben gnädig gefördert, sondern während einer oder zwei Generationen wächst von unten, was Vitalität hat, und stirbt, was sie verliert. – Die Kirche der Zukunft wird nach dem Mass des Menschlichen entstehen, und das ist eigentlich nichts Neues: Bereits Vitruv hatte eine Generation vor Jesus für den Bau von Tem-

pein dieses Mass gefordert. Leonardo, dessen *Vitruvianischer Mensch* gerade eben viel besucht ist, hat dieses Massnehmen der Kirche am Menschen sichtbar gemacht. Die Reformation, die eine Generation nach Leonardos Skizze stattfand, hatte eine Kirche der Menschen vor Augen. Insofern ist ein Paradigmenwechsel kein Verlust. Die Zürcher Studie macht unübersehbar, dass Landeskirchen nur in zwei von zehn Milieus, den konservativen, halbwegs sicher unterwegs sind, während Freikirchen nur in einem von zehn, dem grössten in der Mitte, oft den richtigen Ton finden. Für künftige kirchliche Raumplanung, die dem Auftrag der Kirche entspricht, kann dies nur bedeuten, dass von traditionellen Kirchgemeinden selbstverständlich diejenigen erhalten bleiben, die vital sind, während andere, deren Status bei unideologischer Betrachtung letal ist, aufgelöst werden. So werden Ressourcen frei für Neuland. – Die Kirche der Zukunft wird gemeinschaftsbildend *mit* Menschen entstehen und nicht konsumorientiert *für* sie. Sie wird daher in einem theologischen Sinn *konfessional* und *missional* sein, nicht im kolonialen Sinn konfessorisch und missionarisch. Sie wird auf die basalen Fragen hören, die Menschen immer schon haben, wenn sie transzendieren, und die sie auch immer schon gestalten, egal, ob Kirche danach fragt oder nicht.

Höchste Liebe

Der Titel stammt von John Coltranes berühmter Platte von 1965: *A Love supreme*. Mithilfe seiner Frau und der Rückbesinnung auf seine religiöse Erziehung war er von Drogen losgekommen. Nun bedankte er sich mit einer *Suite*, die auch einen *Psalm* enthält. Auf der Plattenhülle las man ein Dankgebet Coltranes, das mit den Worten beginnt: *I will do all I can to be worthy of Thee O Lord. It all has to do with it. Thank you God. Peace. There is none other.* – Mit dieser Platte begann eine Entwicklung in der Musik, die sich im Jazz zu einer Fülle von Einspielungen klassischer Titel der Kirchenmusik verdichtete, aber seit Jimi Hendrix auch im Rock oder seit Bob Marley auch im Reggae zu erkennen ist: Diese neue Musik verliert ihre negative Stigmatisierung, nur Populärkultur zu sein, also Unterhaltung und Zeitvertreib, und gewinnt den Charakter existentieller Expressivität: *I am electric church music*, sagt Hendrix, *Music is my Religion*.

Jazz Ministry, die sich nun herausbildet, gehört wie *Pop Ministry*, *Hiphop Ministry* oder *Heavy Metal Ministry*, die je nach Lebenswelten im Kanton Zürich gerade so gut möglich wären, zur neuen ekklesiologischen Ordnung der *Expressive Ministry*. Das Gemeinsame, das Menschen sich vergemeinschaften lässt, ist eine musikalische Sprache, die sie teilen. Sie kann wie jede Sprache alles ausdrücken, sehr Existentielles und sehr Unterhaltsames. Sie trägt Emotionalität. Ebenso wie die sprachliche Metapher sagt sie auch das Unsagbare. Sie ist *voix du cœur*. Dekoration, Illustration, Speck für Mäuse ist sie so wenig, wie klassische Kirchenmusik dies je war.

bluechurch heisst das Netzwerk, das seit 2017 weltweit jazznahe Kirchenleute und kirchennahe Jazzleute versammelt, die sich für Jazz in Kirchen einsetzen, manche gar für Jazzkirchen als Standorte von *Jazz Ministry*. In New York, Kopenhagen, Oslo ist man schon ziemlich weit, in Zürich und Berlin stehen die Chancen gut. Manche der Mitglieder bei *bluechurch* komponieren, nicht nur Messen und Requiems, auch singbare Lieder. Manche singen so einnehmend, dass in *call and response* die Gemeinde spontan mitsingt und vorgesungene Zeilen wiederholt. Manche arrangieren Kirchenlieder für Jazzbands. Manche stellen aus alten liturgischen Texten Sprechmotetten her, die im Dialog von Wort und Ton improvisierend zu hören sind.

Jazzkirche

Als jazznaher Theologe interessieren mich das Potenzial und die Profilierung einer möglichen Jazzkirche. Schnell war zu lernen, dass *Jazz Ministry* alles umfassen

müsste, was eine traditionelle vitale Kirchgemeinde ausmacht: alle Handlungen in den Bereichen Seelsorge, Gottesdienst, Diakonie, aber auch alle liturgischen Teile des Gottesdienstes. Es geht ja nicht darum, Kirche zu erfinden, aber sehr wohl darum, sie in der Sprache des Jazz, sofern sie eine *voix du cœur* ist, zu gestalten. Wissenschaftlich gesagt, bleiben die *Genotypen* dieselben, aber die *Phänotypen* werden neu. Sie sprechen die Sprache der Zeit und des Jazz.

So ersetze ich Schritt für Schritt bei allen Teilen der Liturgie die geschriebene Version, die ich früher verlesen hatte, durch offene Improvisation: ohne irgendeinen Zettel, aber im andauernden Dialog mit den Jazzmusikern. Die traditionellen fünf Schritte der *Zürcher Liturgie*, nämlich *Sammlung, Anbetung, Verkündigung, Fürbitte* und *Sendung*, bleiben genotypisch, was sie immer waren, aber ihre Expressivität verändert sich phänotypisch. Es gibt also keine völlig neue Agende, sondern die bestehende wird in völlig neuer Sprache hörbar. – Die grösste Herausforderung ist natürlich die Predigt. Mir hilft ein einfacher Plot aus drei Teilen, mich mit den Musikern unmittelbar vorher abzusprechen und dann im Vollzug nicht in Stereotypen abzugleiten: Den Stoff bietet ein starkes, persönliches Erlebnis, von dem ich viel erzählen kann. Die Orientierung gibt ein aussagekräftiger, sentenzhafter Bibelvers, der mir hilft, das Erlebnis zu verstehen und auszulegen. Die Botschaft ist ein einziger Satz, den ich im Verlauf der Predigt finde und refrainartig wiederhole. Mit ihm schliesst die Predigt. Drei mal eins ergibt den Plot! – Was im *Great American Songbook* die Melodie war, der Standard, die acht Takte, das ist im Jazzgottesdienst, wenn ich ihn gestalte, ein Satz aus höchstens acht Folien, die mit Beamer einblendbar sind: zwei selbstgemachte Fotos zum Erlebnis, der Bibelvers, zwei Lieder, das *Unservater* ...

Aus meinen dreijährigen Erfahrungen sind mir einige wichtig geworden: Ich lerne, Erlebnisse, die ich unerwartet irgendwo habe und die mich nachdenklich machen, in der Art von Gleichnissen zu verstehen, die über den Moment und über mich hinaus Aussagen machen. Ich nehme, da alles völlig offen ist, selbst bis in den laufenden Gottesdienst hinein alles wahr, was zum Plot beitragen kann, von der Kritzelei in der Strassenbahn über das Graffiti auf einer Mauer bis zur Pushmeldung auf dem Smartphone. Ich erlebe mich in erhöhter Wachheit, zuerst gegenüber den Musikern, mit denen ich dialogisiere, dann gegenüber der Gemeinde, die ihrerseits ganz anders dabei ist, seit ich nichts mehr ablese. Ich berge mich in keiner Kanzel, sondern bewege mich nahe bei den Musikern, habe zudem die Hände frei für Gestik, die so spontan entsteht wie die Worte. Ich entdecke einmal mehr die basalen Lebensthemen, die in modernen urbanen Texten stecken, und flechte sie ein in die Liturgie. Ich höre bekannte Texte wie das *Unservater* ganz neu, wenn ich sie im Dialog mit dem Jazz vernehme.

Improvisation ist gewiss nicht nur das Herzblut des Jazz, sondern auch die *differentia specifica* des Jazzgottesdienstes. Mehr noch, Improvisation entspricht einer Reihe von Reflexionen, die Kulturschaffende seit dem Kulturwandel der Jahre 1909-12 angestellt haben. Hierzu können Sie, liebe Leserin und lieber Leser, im Sinne einer theologischen Vertiefung auf der Homepage von Musik und Kirche weiterlesen.

Ausstattung

Gute Erfahrungen vom Kirchentag in Dortmund, wo wir an drei Tagen je sieben Formate mit *bluechurch* bespielten, vom *Morgengebet* zum *Jazzkonzert*, vom *Themenpodium* zum *Offenen Singen*, als Herzstück der *Jazzgottesdienst*, sprechen für vier Anforderungen an eine Jazzkirche: Es soll erstens ein ganzer Kirchenbau mit historischer Ausstrahlung sein, der ungeteilt Jazzkirche ist, also kein *mixtum compositum ecclesiae*, sondern mit klarer, attraktiver, profilfähiger Widmung. Der Kirchenraum soll zweitens dauerhaft dem akustischen und optischen Stand der Technik entsprechen, mit fix eingebauten und variabel nutzbaren Installationen nach Massgabe der

Jazzbar, aber ohne fixe Bänke und immobile Hindernisse. Er soll drittens eine voll eingerichtete, architektonisch angepasste und modern gestaltete Bar enthalten, die von einem ausgebildeten Barkeeper gerne bedient wird. Und viertens sollen Musik und Wort auf demselben hohen Niveau engagiert werden, wie man es in traditionellen Kirchgemeinden der Stadt auch erwartet.

Die Bespielung der Jazzkirche, das ist jedenfalls unsere Vision, soll der Zeitdramaturgie jener Lebenswelten entsprechen, die ihre Musiksprache im Jazz finden. Nach einer Umfrage von 2011 sind dies in Zürich drei eher kirchenferne Lebenswelten mit guter Bildung und gepflegtem Stilempfinden, rein quantitativ ein Potenzial von über fünfzig Prozent, denn Zürich hat allein fünf grosse Hochschulen. Partizipation bedeutet, deren Angehörige bereits in die Planung einzubeziehen. – So darf damit gerechnet werden, dass der klassische Teil, den die Ekklesiologie gebietet, einen ebenso grossen modernen Teil zur Seite hat, der Geselligkeit ermöglicht. Wir denken an Konzerte und Ausstellungen, an Bankette und Clubatmosphäre. Guten Jazz und einen guten Drink soll es möglichst oft geben, die Gewissheit, dort auf gute Freunde zu treffen, ebenso wie die Sicherheit, einen Gottesdienst mit Aussage zu erleben.